



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum
„Wiesbadener General-Anzeiger.“



No. 11.

Wiesbaden, den 18. März 1897.

II. Jahrgang.

Die Geschichte einer Operette.

Frei nach Mark Twain.
Von Alfred Caboret.

(Nachdruck verboten.)

In einem Wiener Café saßen an einem Tische stumm und in sich gekehrt mehrere Herren. Sie vertieften sich alle mit wahrem Fanatismus in die ausliegenden internationalen Witzblätter, worauf auch ihr jämmerlich tragischer Gesichtsausdruck zurückzuführen war. Der eine verbiß nur mit großer Mühe seinen Ingrimm über die verwinkelte politische Weltlage, der andere erkannte in den Witzern gute alte Bekannte, die er entsprechend feierlich begrüßte, und der Dritte gedachte eben eine Rede über das geistige Proletariat zu halten, als ihm noch rechtzeitig einfiel, daß er auch die üble Gewohnheit hatte, zeitweilig zu schriftstellern, er demnach durch ein solches Raisonnement einen intellektuellen Selbstmord begehen würde. Nach kurzer Zeit kam es zu einer Conversation zwischen den Herren, und bald sprach man über den verrohten Geschmack jenes vielköpfigen Ungethüms, das man gemeinhin „Publikum“ nennt.

„Die Geschmacklosigkeiten höchsten Stils, welche die moderne Literatur aufweist, die verlogenen, unnatürlichen Romane, für die man den poetischen Rosenamen „idealistisch“ erfunden hat, die naturalistischen Auswüchse — einen solchen Naturalismus findet man nicht einmal in der Natur — oder der Operettenblödsinn, dieser Götze, dem jetzt alles huldigt,“ . . . bemerkte in polemischer Tone einer der Herren und gab Anlaß zu einer längeren Conversation. Die Herren von der Tafelrunde entwickelten ihre „geistvollen“ Ansichten über die Operette und besprachen deren Technik, wie sie sich dieselbe mit ihrer reinen kritischen Vernunft dachten.

Durch dieses Gespräch traten sie sich bald näher und nach einer Viertelstunde nannten sie sich bereits Freunde. Vierzehntägige Kündigungsfrist bleibt bei dieser Freundschaft vorbehalten. Natürlich stand nun dem gemeinschaftlichen Unternehmen einer Compagnie-Operette nichts im Wege, zumal man bei keinem der literarischen Associés, selbst bei gründlichsten Untersuchungen, die mindeste Spur von Talent hätte entdecken können. Der Plan war festgesetzt; das Collegium wird eine Musteroperette schaffen, ein internationales Meisterwerk, an dem

sich selbst die problematischen Wohnbewohner und deren fernste Nachkommen todtlagern sollten. Und wer wäre auch zur Ausführung dieses Projekts eher befähigt gewesen, als sie, die so genau die Gebrechen des allgemeinen Geschmacks einsahen und darüber so talentvoll raisonnieren konnten. Gedacht, gethan. Jetzt erst erfolgte das „Vorstellen“. Herr F. Wolfsgruber, bürgerlicher Tapezierer; Herr B. Kniffels, Elektriker; Herr R. Liebknecht, Redakteur der Räthselrubrik des Journals „Die Schere“, und Herr Karl Emmer, privilegierter Walzbombon-Erzeuger. Man sieht daher, lauter ehrwürdige Leute, die mit der Literatur im innigsten Zusammenhange stehen. Und wenn sich die Kräfte vereinen, wie leicht ist es erst dann, nichts zu vollbringen! Von ihrer gegenseitigen Talentlosigkeit waren sie ohnehin so kräftig überzeugt, wie der Diurnist von seinem chronischen Hunger; vom dramatischen Aufbau, von Charakteristik etc. hatten sie keinen blauen Dunst, und in der Menschenkenntniß hätten sie sich mit jedem Romancier messen können. Die Bürgschaft eines Riesenerfolges lag daher sozusagen gesichert vor ihnen. Das Komplott besprach noch genau das geplante Mitentat, und schließlich wurde beschlossen, das Sujet — das doch theilweise nöthig ist — direkt bei Ladiße zu holen, damit die löbliche Kritik nicht in Verlegenheit gerathe und wohlgemuth behaupten könne, die Autoren der Operette „Walz und Bandwurm“ seien zu den Franzosen in die Schule gegangen. Das Plagiat, welches hierdurch an dem unschuldigen Ladiße begangen wird, kann man ja durch das Aperçu „nach dem Französischen“ mit der gewohnten deutschen Euphemie verdecken. Herr Liebknecht, der Räthseldoctor, versprach noch einen sehr tüchtigen Mitarbeiter zu acquiriren, einen, der sich wohl hülte, je einen Einfall zu haben. Hundert Gulden demjenigen, der ihm so etwas oder Ähnliches nachweisen könne. „Dann sind wir ja gerettet!“ scholl es nun von Artus' Tafelrunde. Jeder trug noch die Effekte vor, die er im Vorrath hatte; so beanspruchte der privilegierter Walzbombon-Erzeuger, daß der Heiß eines Bandwurmes durch seine berühmten Walzbombons entledigt wird, wodurch sich sein Geschäft wesentlich heben dürfte. Zugleich müsse auch die Waare seines Concurrenten beschimpft und auf dem Theaterzettel ausdrücklich bemerkt werden, daß die im Stücke vorkommenden Walzbombons gut und echt, ausschließlich beim Erzeuger der Bombons, sowie der Operette, Herrn Karl Emmer, zu

haben sind. Und nun habe ein genauer Preiscurant der verschiedensten Sorten, alles dies selbstverständlich auf dem Theaterzettel, zu folgen.

„Wenn die Kunst nicht Reklamezwecken dient, hat sie keine praktische Bedeutung“, bemerkte Karl Emmer in galgenhumoristischer Weise. Natürlich forderten nun auch der Elektriker und der Tapezierer, daß ihrer Erzeugnisse mit derselben Ausführlichkeit und an demselben Orte gedacht werde. Der Räthseldoctor verlangte in seiner angeborenen Bescheidenheit bloß, daß ein Statist zu vermelden habe, „die Räthsel sind zu coulanten Bedingungen bei Herrn Liebknecht, IV., Mostgasse 94, 4. Stock, Thüre 12, rechts — gefallt.“ Welchen Effect mußte das machen, den hierdurch entstandenen Applaus würde man sogar in einem sechsten, von Liebknecht noch zu entdeckenden Welttheile hören. Alles stimmte darin überein; die Collaboratoren umarmten sich, vergossen Freudenthränen und wollten sich in ihrer Nährung gegenseitig anpumpen. Der Elektriker bemerkte noch zum Jubel aller Mitarbeiter, daß man sich bereits irgendwo auf das Zukunftsstück einen Vorschub nehmen könnte, zumal der Titel fix und fertig sei und auch schon Einigkeit darüber herrsche, wo man die Handlung stehlen werde. Man ließ den Sprecher hoch leben und er wurde einstimmig beauftragt, sein Projekt durchzuführen. Dann schieden die großen Geister, um am nächsten Sonntag zur Fortsetzung der Arbeit in demselben Caffeehause zusammen zu kommen. Wie vereinbart, trafen sie auch pünktlich ein. Schon in der Luft lag so eine gewisse Libretto Stimmung. Der Räthseldoctor hatte einen musikalischen Beirath, oder deutlicher ausgedrückt, einen Werkelmann mitgebracht, „der sich jedoch allen Componirens in ebelfter Weise zu enthalten vermag.“ Man beruhigte sich durch diese Thatjache.

Nun schritten sie zu der Ausarbeitung des Sensationswerkes. Der eine beantragte, die Handlung in Umrissen zu skizziren. Da ermannte sich der Tapezierer und sagte, daß der verworrenste Stoff aus seiner nächsten Umgebung geschöpft werden könne, da seine Familienverhältnisse sehr verwickelte wären. Der Räthseldoctor fügte hinzu: „Aber meine Herren, wozu brauchen wir Handlung? Wenn die Flixioni auftritt, ist Handlung purer Unsinn. Und sie muß auftreten, eine Allegorie der „Eugend“ kleidet sie trefflich; ich schreibe ihr diese Rolle auf den Leib.“

„Aber die Flix'oni ist doch nicht hübsch,“ schrie der bürgerliche Tapezierer.

„Wozu denn Schönheit? Dafür hat sie aber keine Stimme! Und ihre Toiletten! Was Toiletten, das kann man nicht einmal mehr Toiletten nennen, das ist das gerade Gegentheil davon. Und dann wechselt sie ja jede Minute dreimal ihre Costüme. Wenn sie als „Eugend“ auftritt, füllen ihre Verehrer allein das ganze Theater.“

„Unser verehrter College hat Recht,“ riefen nun alle um die Wette.

Und trotzdem wurde ein Sujet festgesetzt, das von solcher Complicirtheit war, daß sich nur ein im Dienste ergrauter Untersuchungsrichter, oder ein raffinirter Romancier darin aufzukennen vermochte. Es war eine potenzierte, logarithmirte Verwicklung der Dinge zum Verzweifeln, und wer nur halbwegs der Handlung folgen wollte, mußte die zu dem Stücke separat erschienenen genealogischen Tabellen der Personen auswendig gelernt haben. Nun machten sie sich an die Details der Ausarbeitung. Der

Bärm des Casé's, das ganze durchaus realistische Milieu sowie sonstige Umstände begünstigten das Gedeihen des Musentinkens. Die Arbeiten wurden „systematisch“ unter die Associés vertheilt. Der eine setzte sich hin, launig zu sein, der Andere empfand nach, der Dritte „wiselte“ — er hatte es bereits zu zehn Geschmacklosigkeiten pro Minute gebracht — der Vierte suchte aus den mitgebrachten Quellen die passenden Trinklieber heraus und der fünfte ließ die leistungsfähigste aller Mitarbeiter, die Schere ihres Amtes walten. Uebrigens erschwerten sie sich selbst die Sache, denn so z. B. machte einer einen eigenen, selbsterfundenen Kalauer, der allerdings für den Schlußact aufgehoben werden sollte. Auch betonte der geniale Schöpfer dieses Kalauers, daß der Vorhang nach jedem Actschlusse sehr andachtsvoll fallen müsse; dies erhöhe noch bedeutend den Effect, den das Vorhangfallen an und für sich schon bereite. Noch einen Wortwitz zerrte der Räthseldoctor bei den wenigen Haaren, die er besaß, herbei.

Es dauerte gar nicht lange und die Sensationsoperette war nun fertig, es fehlte ihr nichts, als die Aufführung. Und wie prächtig sie ausgefallen war, die Wize stammten alle aus der gesegneten Pfahlbauzeit, die Couplets waren höchst bewährt, denn sie befaßten sich nur mit Schwiegermüttern, also mit einem Thema von erprobter Wirksamkeit, und die Bühnenfiguren waren alle so alt, daß man sich gewiß nicht erinnern konnte, wann man sie bereits vergessen. Dazu die talentvollste Lebensunwahrheit, der gänzliche Mangel von Bühnenkenntniß, nicht die geringste Spur einer gesunden Logik und eine Fülle der unmöglichsten Situationen, so daß das Stück, selbst den strengsten Anforderungen des Publikums entsprach. In Folge aller dieser mildernben Umständen stand gar kein Hinderniß im Wege, daß das Drama reussiren sollte. Zudem waren den Operettensternen alle Wege zum heiligen Musentempel geebnet, denn der Direktor war ja dem Tapezierer für gelieferte Möbel 80 Gulden schuldig und eine ähnliche Schuld wies auch das Hauptbuch des Malzbonbonerzeugers zu Lasten des an Husten laborirenden Direktors auf. Das Stück wurde auch sofort anstandslos acceptirt. Die Autoren hatten sich in ihren Hoffnungen nicht getäuscht, die Operette erntete vollen Beifall. Die Kritik beugte sich vor dem conservativen Geiste der Verfasser, sie nannte das Opus „originell“, da es doch die Schablone übertrumpfte. Ein tieferer Kritiker behauptete sogar, „daß schon an zu viel Geist so manches Talent gescheitert sei“. Die Operette erzielte immer wieder einen an das „Bissaboner Erbbeben“ gemahnenden Applaus, sie wurde in 50 Tagen sechzigmal aufgeführt und die Autoren erhielten Kränze, Heirathsanträge, und von den Berufsconcurrenten Schläge. Einige brillante Refrains wurden populär und das sinnige „Im Sommer ist es heiß“ eroberte sich den Volksmund. Die Melodien werden von Schusterbuben noch immer gepiffen. Der Hauptverfasser eines vierzeiligen Refrains erhielt in Anerkennung seiner Verdienste um die Erschütterung der Lachmuskeln einer hohen Persönlichkeit eine theuere Rufennabel. Bei dieser Gelegenheit herrschte großer Streit, man wußte nicht, wer der berüchtigte Hauptverfasser sei. Jeder beanspruchte für sich den gleichen Antheil, der eine hatte ja das Wort „das“, der andere das viel schwierigere „die“ und der dritte sogar das sensationelle „der“ gesagt. Endlich stellte sich heraus, daß der vierzeilige Refrain gestohlen war. Der alte Friede wurde wieder in allen Ehren hergestellt.

Einige Wochen nach Aufführung des „Stück's“ saßen die gefeierten Titanen im Kaffeehause, dem Geburtsorte ihres illegitimen Musenkindes. Sie theilten hier ehrlich die Lantienen ihrer sehr gemeinsamen Operette, von deren Erträgniß sie sich noch jetzt reblich im Auslande ernähren. Dann schwiegen sie eine Weile, um später an einigen Prometheusfanten ihre Cigarren anzuzünden.

An einem Nebentische sprachen einige Herrn über den Verfall des Theaters und besonders über das neueste Schandstück „Malz und Wandwurm“, das sie soeben zum drittenmale gesehen hatten. Möge es Gott verhüten, daß auch diese Raisonneure nach dem berühmten Muster eine Operette, ein gleiches Musterstückchen dramatischer Entartung, schaffen!



Etwas vom Grüßen.

Von Heinrich Dornberg.

(Nachdruck verboten.)

In Berlin hat sich ein „Pelzmützenverein“, der „Verein von der grüßenden Hand“ gebildet. Im Grunde ist er nichts, als ein Wiedererwachen des alten, selig entschlafenen „Antihutabnehmensvereines“ deren es vor einem Jahrzehnt oder so herum, überall gab, und deren ersten, soviel ich weiß, Sacher Masoch in Graz, der steirischen Hauptstadt gegründet hat.

Man grüßte da — genau so, wie die pelzbemühten Berliner Herren dies wollen — nur mit der Hand, so wie sich das Militär nur mit der Hand grüßt. Allein — man machte doch Ausnahmen. Wenn ein höherer Vorgesetzter des Weges kam, wenn man einer schönen Dame begegnete, dann wurde doch der Hut in weitem und mehr oder minder zierlichem Bogen geschwungen und das „Prinzip“ war damit jämmerlich untergraben; der „Antihutabnehmensverein“ schloß ein. Er wird auch jetzt in seiner neuesten Auflage zuversichtlich nur ein laug bemessenes Scheinleben führen, und alle Welt — selbst die Herren von der Pelzmütze — wird zu der bisherigen Grüßform zurückkehren. Weshalb?

Weshalb sonst, als um der leibigen Gewohnheit willen, in der wir, Gott sei's geklagt, so tief stecken, daß wir nicht mehr heraus können. Denn Sinn hat das Hutabnehmen wahrhaftig keinen. Im Gegentheil.

Doch halt . . . worauf ertappe ich mich da. Ja wahrhaftig, auf einer thatsächlichen Unrichtigkeit. Das Hutabnehmen hat doch einen Sinn, sogar einen sehr tiefen. Er ist das Zeichen der Unterthänigkeit.

Bei allen Völkern gilt das Entblößen — nicht nur des Hauptes allein — für ein Zeichen der Unterwürfigkeit.

Die Türken treten mit entblößten Füßen, wir mit entblößtem Kopfe in die Kirche. Die Juden entblößen ihren Oberkörper, wenn sie vor das Antlitz ihres Fürsten entboten werden und werfen sich ihm zu Füßen, Andere werfen jede Hülle von sich ab und treten völlig nackt vor den Gebieter.

Wir entblößen das Haupt.

Ein Beweis übrigens, daß das Grüßen ein Akt der Unterthänigkeit, mehr als einer der Höflichkeit ist, resp. von Anbeginn war, und sich allmählich erst zu Letzterem umgewandelt hat, liegt auch in dem mündlichen Ausdruck des Grüßes.

„Ergebenster Diener“, „gehorsamster Diener“ waren Lieblingsformeln unserer Väter und Großväter. Das Wort „Servitore“ hat sich als Gruß in der österreichischen Armee noch theilweise erhalten. Das französische „Serviteur“ war auch in der Mode und selbst der burschitose Gruß „Servus“ ist ja doch nichts Anderes als ein schlecht verlapptes „Diener“, ja — man höre und staune, selbst das genäfelte „Tschau“, das Lieutenant, Sportsman und Wigerl gemeinsam haben, ist Nichts als der verballhornte Ausdruck für — Sklave.

„Schiao umilissimo“ war ein Lieblingsausdruck der stets allerhöflichsten und allerunterthänigsten Italiener. Aus dem „Schiao“ resp. dem dialektalen sciao (sprich tschawo) wurde ciao (tschao) und — tschau.

Auch der Handkuß ist ebenso wie die Verbeugung ein Akt der Unterwürfigkeit. Wir deuten damit symbolisch ja an, daß wir uns vor Jemandem — beugen. Ein weiterer Schritt davon ist das Niederwerfen der Orientalen, das seinen Höhepunkt auf Sumatra erreicht, wo der Grüßende sich vor dem zu Grüßenden niederwirft und sich dessen Fuß auf den Nacken setzt. Kinder und Diener fallen in China vor den Eltern und der Herrschaft auf die Knie. Begegnen sich in China zwei Reiter, so steigt der Niedrigerstehende vor dem Höherstehenden ab und läßt diesen vorüberreiten. In Japan entblößt der Niedrigerstehende vor dem Höherstehenden seine Füße, indem er sich die Sandalen auszieht und stehend ruft er dem zu Grüßenden zu: „Augh! Augh!“ (Füge mir nur kein Leid zu) etwa unserem „Gnade! Gnade!“ entsprechend, wodurch wir durch eine leichte Ideenassociation auf die süddeutsche Höflichkeitsanrede „Guer Gnaden“ und auf das allgemein übliche „gnädiger“ d. h. Gnade übender Herr und „gnädige Frau“ kommen. Dies eine Anrede, die wir selbst dann nicht fallen lassen, wenn auch die „gnädige Frau recht ungnädig ist“, was ja bisweilen vorkommen kann. Die einfachste Begrüßung die wir kennen, ist wohl die bei den Eingeborenen der Laplotaststaaten.

„Ama re la“ heißt es, „bist Du es?“

„A“ ist die Antwort. „Ja.“

Mit dem „sklavischen Gruß“, von dem ich bisher geredet, hat übrigens der religiöse Gruß ziemlich aufgeräumt. Das allgemein gebräuchliche „Adieu“, „abbio“ ist wohl die kürzeste von Allen von dem Hauche der Religion inspirierten Grußformeln und hat in dem „Bistgott“ (Behüt Dich Gott) der Alpenbewohner eine drastische Verbeugung erfahren. Auch das einfache „grüß Dich“ gehört zu den religiösen Grüßen, muß man doch das „grüß Dich“ mit „Gott“ ergänzen. Bekannt ist auch der in den Tyroler und Bährischen Bergen heimische „evangelische Gruß“: „gelobt sei Jesus Christ“ auf welchen die Antwort folgt. „in Ewigkeit Amen.“ Es ist dies der katholische Bundesgruß, wie ihn Papst Benedictus der Dreizehnte der katholischen Christenheit ganz besonders empfohlen hat.

Der Araber ruft dem ihm Begegnenden in ähnlicher Weise sein: „Salam aleikum“, der Friede sei mit Dir, zu Natürlich der Friede Gottes und die Antwort ist: „Aleikum essalam“, mit Dir sei der Friede. Es ist derselbe Gruß, den der katholische Priester dem Firmkinde auf den Lebensweg mitgibt: „pax tecum“.

Ueberreich an Grußformeln ist der Ägypter. „Möge Dein Tag weiß sein.“ „Möge Dir die Sonne strahlen“ u. s. w., worauf man zur Antwort glebt „und Dein Tag wie Milch“, „und Dir möge der Tag mit Golbe gefüllt sein.“

Eine ganz absonderliche Art zu grüßen, haben die Krieger von Dahomey. Sie schwingen die Schwerter und Lanzen über ihren Köpfen, stoßen ein wildes, kriegerisches Geheul aus, stürzen dann auf Einen los und setzen Einem die Spitzen der Lanzen und Schwerter auf die Brust. Ähnlich machen es die Beduinen in Marocco. Sie sprengen auf Einen zu, parken dicht vor Einem ihr Pferd und schießen Einem unter der Nase ihre Gewehre ab.

Da ist das Hutabnehmen doch besser, trotz der Gefahr die man dabei läuft, je nach der Jahreszeit entweder einen Schnupfen oder einen Sonnenstich zu bekommen.



Das Ultimatum.

(Eigentliche Geschichte der Ultimatus-Ueberreichung.)

König Georg: Nun, lieber Delhannis, sehen Sie noch immer nichts?

Delhannis: Ja, mir scheint, jetzt kommen sie angerückt, die Herren Vertreter der Großmächte, eins, zwei, drei, vier, fünf, richtig sechs Stück, der russische voran, mit einer großen Rolle in der Hand. Das ist natürlich das gefürchtete Ultimatum. Majestät, bleiben Sie fest, die Zukunft Griechenlands hängt an diesem wichtigen Augenblicke.

König Georg: Ohne Sorgen, mir imponiren sie nicht. (Es klopft.)

König Georg: Herrrein!

(Die Vertreter der sechs Großmächte treten unter der Führung des russischen Gesandten ein.)

Der Vertreter Rußlands: Majestät, wir sind erschienen — —

Die Vertreter der übrigen Großmächte: Sind erschienen — —

Der Vertreter Rußlands: Eurer Majestät zu verkünden — —

Die Vertreter der übrigen Großmächte: Zu verkünden — —

Der Vertreter Rußlands (sich umwendend): Aber seien Sie doch ruhig. Mir scheint, Sie, John Bull, Sie stören schon wieder das europäische Concert.

John Bull: Verry well, wir haben gar nichts gesagt, wir machten nur eine Faust in der Ecce.

Der Vertreter Rußlands: Zu verkünden, daß wir Ihnen einen guten Morgen wünschen.

König Georg: Sehr angenehm überrascht! Aber ich dachte, Sie kämen — — (deutet auf die Papierrolle.)

Der Vertreter Rußlands: Wir benutzen diesen feierlichen Moment, Ihnen dies zu überreichen. (Hält dem König die Papierrolle entgegen.)

König Georg: Meine Herren, das ist eine Ungerechtigkeit. Dies Verdikt der Großmächte überliefert Kreta dem Verderben und — —

Der Vertreter Rußlands: Aber Majestät, bitte doch erst zu lesen.

König Georg (nimmt die Papierrolle und liest): „Einladung zu einem gemüthlichen Hausball auf der russischen Gesandtschaft, veranstaltet von den Vertretern der europäischen Großmächte.“ Ah, meine Herren, das ist was Anderes, da thu' ich mit. Aber — was ist's denn mit dem Ultimatum?

Der Vertreter Rußlands: Ultimatum? Meine Herren, wissen Sie etwas davon?

Die Vertreter der übrigen Großmächte: Ultimatum? Was ist das? Uns ist nichts bekannt!

König Georg: Na also, meine Herren, die Einigkeit Europas hat sich im schönsten Lichte gezeigt. Ich komme natürlich und tanze die ganze Nacht. Aber, warum haben denn die Mächte so lang' verhandelt? Doch nicht — —

Der Vertreter Rußlands: Freilich! Glauben denn Eure Majestät, es ist so leicht, einen Hausball zu veranstalten mit der Zustimmung der europäischen Mächte?

Balkanklänge.

(Ein Märlein)

Jannkönig kam jüngst zu Besuch
Zum Bruder und dort piepst er:
„Klein und allein sein ist ein Fluch,
„Glaubst Du nicht auch, mein Liebster?“
Darauf das Wort der And're nahm:
„Gewiß; doch bald wird's besser,
„Sieht man uns so zu zweit beisamm',
„Dann hält man uns für größer.“
Nun schlossen beide einen Bund,
Bestimmt, nie abzulaufen,
Da sahen sie ein Bröcklein und —
Begannen gleich zu raufen!



Allerlei Humoristisches.

Die Philhellenen im Quartier latin.

Es machen Skandal unreife Knaben,
Abstinenzbeduelt, possirlich zu seh'n,
Weil sie den Homer in Händen haben.
Den ihre Lehrer nicht versteh'n!

Stammatisch-Geschwätz.

Pieße (die siebente Weiße trinkend): Nach die Verfassung sind alle Bürger vorm Gesetze gleich.

Bowle (bei der fünften): Aee! Der „Vorwärts“ meint, daß die Deutschen entweder edel oder unfrei sind. So heeßt et in der neuesten Verfassung.

Pieße (unter den Tisch sinkend): In welche Verfassung mußt du sind, wenn du so wat noch noch ufwärmt.

Ball-Aphorismen.

Das Tanzen hat Eines mit der Wissenschaft gemein: Es giebt nur wenige Idealisten, welche die Wissenschaft um ihrer selbst willen pflegen.

Die Wissenschaft hat Eines mit dem Tanzen gemein: es giebt schlechte Gelehrte, welche auch schlechte Tänzer sind.

Ein kleines, hübsches Kammerlädchen ist oft schuld an einem großen, abscheulichen Kakenjammer.

Seltamer Verdacht.

Bureau-Vorstand: Natürlich, am Ersten des Monats kommen die Herren immer so mager daher, nur damit man sie aufbessern soll.

Carnevals-Gedanken eines Misanthropen

Der heurige Fasching dauert volle acht Wochen. Diesenigen aber, die in dieser langen Zeit überall dabei sein müssen, dauern — mich nicht.

Der Weg zur Hölle ist oft mit guten Vor—tänzern gepflastert.

Die meisten Gewissen vertragen keine strenge Prüfung.

